Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zl Deutschland 10Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich 3.00 zl, — Monatlich: 1,20 zl.
Einzelfolge 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung u. Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11. Tel. 106=38

Anzeigenpreise.
Gewöhnl. Anzeigen jede mm Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr im Textteil 90 mm breit 60 gr. Erste Seite 1000 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf., Verk., Familienanz. 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bei Wiederhol. Rabatt.

Folge 15 | Lemberg, am 10. April (Ostermond) 1932 | 11. (25) Jahr

Zu Haydns Gedächtnis

(Schluß.)

Beim Aufenthalte Haydns bei Baron Fürnberg in Pilsen i. J. 1758 lernte Graf Morzin den jungen Künstler kennen und nahm ihn in seine Dienste als Musikdirektor mit 200 Gulden Gehalt, freier Wohnung und Kost an der Offiziantentafel. Nun konnte Haydn daran denken, in den Ehestand zu treten und er tat dies mit der zweitältesten Tochter eines Friseurs. Die Ehe, die kinderlos blieb und 40 Jahre währte, gestaltete sich sehr unglücklich. Haydn fand bei seiner Frau gar kein Verständnis für seine Kunst, auch mühte sie sich gar nicht, solches zu erlangen. — Nur 1 Jahr hatte Haydn seine Stelle bei Graf Morzin inne; letzterer hatte sein Vermögen verschwendet und mußte seine Kapelle auflösen. Auf seine Empfehlung erhielt Haydn die Kapellmeisterstelle bei Fürst Esterhazy. Bei 4 Generationen diente Haydn in dieser edlen Fürstenfamilie mit seiner Kunst, am liebsten unter Fürst Nikolaus, den man den Prachtliebenden nannte. Nun kam für den Künstler, der bisher nur Sorgen und Kümmernisse erlebt hatte, ein Aufatmen. Frei vom Druck äußerer Sorgen lebte sein von Natur frohes Gemüt auf. Von seiner Schaffensfreudigkeit zeugen die Tonwerke, die in den ersten 4 Jahren seines Wirkens bei den Fürsten entstanden; es waren 30 Symphonien, die Orgelmesse und viele andere Kompositionen. Besonders in der herrlichen Sommerresidenz am Neusiedlersee strömte Haydn die gottgegebene Fülle der Töne zu, so daß er später selbst staunte, was er in jenen Jahren geleistet hatte. Er hatte als fürstlicher Kapellmeister eine reiche Fülle von Arbeit: Bei Notwendigkeit Musikstücke zu komponieren, alle Musik mit der Kapelle einzuüben, zu dirigieren, Musikunterricht zu erteilen, sogar das Klavier selbst zu stimmen. Fürst Nikolaus Esterhazy war ein feiner Musikkenner und spielte auch selbst mehrere Instrumente. Er hielt eine eigene Kapelle, eine eigene Oper, Theater, Marionettentheater, Kirchen= und Kammermusik. Im Winter brachte Haydn 2—3 Monate in Wien zu; da war es ihm eine Herzensfreude, mit Mozart, den er schätzte und liebte, zusammen zu sein. Obwohl Haydn still sein Künstlerleben lebte, klang doch sein Ruhm über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus und es ergingen Rufe an ihn, besonders aus England aus. Er hätte wohl der Einladung folgen mögen, doch seine Bescheidenheit und der Fürst, der Haydn nicht verlieren wollte, hielten ihn zurück. Erst nach dem Tode des Fürsten ließ sich Haydn von dem deutschen Konzertunternehmer Salomon überreden, denselben nach England zu begleiten. So trat er 1790 die erste Reise nach England an, der 1794 eine zweite folgte. Welch reiche Schaffenszeit wurde das! 277 Tonwerke schuf er in jener Zeit! Wieviel Liebe und Verehrung wurden dem „Papa Haydn", wie man den allzeit fröhlichen Meister nannte, entgegengebracht, dem gottbegnadeten Künstler, dessen Musik soviel Freude enthielt! Sogar seine Kirchenmusik war heiter, — in jener Zeit etwas ganz Unerhörtes, und Mendelssohn bezeichnete sie als „skandalös lustig". Haydn aber meinte: „Wie ich es habe, so gebe ich es; Gott hat mir ein fröhliches Herz gegeben, Gott wird es verzeihen, wenn ich ihm fröhlich diene!" — Die Universität Oxford ernannte den großen Meister zum Ehrendoktor der Musik; man wetteiferte in den höchsten Kreisen, ihn als Gast begrüßen zu können. Der Aufenthalt in England war für Haydn eine arbeitsreiche Zeit und für den Künstler sehr anstrengend. So empfand er es überaus wohltuend, in Slongh bei Windsor, dem idyllischen Landgute des berühmten Astronomen Herschel, Wochen der Erholung verleben zu können. Aus jener Zeit stammen die 12 sogenannten englischen Symphonien.

Das Heimweh trieb den Meister wieder in seine Heimat zurück. Seine äußeren Verhältnisse hatten sich so gebessert, daß er sich in Gumpendorf bei Wien ein kleines Haus mit Gärtchen kaufen konnte, wo er seinen Lebensabend verbringen wollte. Von England brachte Haydn die Anregung zu seinen größten Werken mit, zur „Schöpfung" und den „Jahreszeiten", die seinen Ruhm unvergänglich gemacht haben. Als 65jähriger begann er das große Tonwerk „Die Schöpfung"; er erzählte von sich aus jener Zeit: „Nie war ich in meinem Leben so fromm wie bei der Komposition der „Schöpfung". Viel bin ich auf den Knien gelegen und habe Gott angerufen, mir zu diesem hohen Werke Gnade und Kraft zu geben." — Und Gott hat sie ihm gegeben! Es folgten die „Jahreszeiten", dies große Monumentalwerk, das Haydn in 11 Monaten schuf und wie die „Schöpfung" in Wien zur Uraufführung brachte. Es fand so begeisterte Aufnahme, daß es in einer Woche dreimal wiederholt wurde!

Diese letzten Werke zeigen Jugendkraft und alte Meisterschaft vereint, obwohl Haydn schon im Greisenalter stand. Seine letzte Komposition war ein Quartett in B=Dur, das er in seinem 73. Lebensjahre schrieb. 1885 stellte er (leider unvollständig) ein Verzeichnis jener Kompositionen auf, die er von seinem 18. bis zum 73. Jahr verfertigt zu haben sich erinnerte. Es sind 118 Symphonien, 83 Streichquartette, 24 Trios, 19 Opern, 5 Oratien, 163 Stücke für das Bariton, 24 Konzerte für verschiedene Instrumente, 15 Messen, 10 kleinere Kirchenstücke, 44 Klaviersonaten, 42 deutsche und italienische Lieder, 39 Kanons, 13 drei= und vierstimmige Gesänge und ungezählte andere Musikstücke.

Hatte sich der greise Meister so lange frisch und jugendlich gehalten, so schwanden nun plötzlich seine Kräfte. Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Am 27. März 1808 wurde ihm noch eine besondere Huldigung zuteil. In der Reihe der Winterkonzerte in Wien wurde auch „Die Schöpfung" aufgeführt und Haydn in der herzlichsten Weise dazu eingeladen. Er ließ sich, gebrechlich und schon krank, nach dem Musiksaal tragen und wurde in unaussprechlich begeisterter Weise empfangen. Die Aufführung gelang ausgezeichnet und man überschüttete „Papa Haydn" mit Beifallsbezeigungen. Bei der Stelle „Es werde Licht!" war der Künstler so ergriffen, daß er vom Stuhle aufsprang und während Tränen über seine Wangen rollten, ausrief: „Nein, nicht von mir, von dort, von oben kommt alles!" — Ohnmächtig wurde er aus dem Saal getragen. Seit jenem Tage verfiel er zusehends. Die Volkshymne, seine Lieblingskomposition, die er zum Geburtstage des Kaisers Franz I 1797 komponiert hatte, spielte er in den letzten Lebenstagen mit besonderer Innigkeit immer wieder und es erschütterte ihn aufs Tiefste, als er eines Tages beim Spiel derselben wie ein

Schüler daneben griff und das Lied nicht mehr zuwege brachte.

Haydn hing mit allen Fasern seinse Herzens an seinem Vaterlande und seiner engeren Heimat. So war es dem greisen, sterbensmüden Manne ein tiefes Leid, als am 10. Mai 1809 Napoleon Wien besetzte. Durch die Straßen tobte das wilde Jagen der feindlichen Soldaten, besonders durch die Stein-(heutige Haydn)straße, und gegen die Vorstädte Mariahilf und Gumpendorf hallte Kanonendonner. Haydns Hausleute stürzten zu dem Kranken ins Zimmer und jammerten; er aber tröstete sie: „Fürchtet euch nicht,, wo ich bin, wird euch kein Unglück treffen!" Und es war so. Napoleon ehrte den großen Meister und ließ vor sein Haus eine Ehrenwache stellen, die für die Ruhe des Kranken sorgen mußte, denn, so hatte Napoleon geäußert: „Ich bewundere das Genie dieses großen Mannes!" — Die seelische Aufregung war für Haydn aber doch zu groß gewesen; seine Kräfte schwanden zusehends und das Bewußtsein erlosch. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai hauchte er still seine Seele aus. Die Wiener Bevölkerung konnte ihrem geliebten Meister in der Aufregung der französischen Besetzung keine würdige Totenfeier bereiten. Napoleon ließ es sich nicht nehmen, dem verehrten Tondichter eine Ehrenkompagnie seiner Grenadiere als Begleiter auf den letzten Weg mitzugeben. Freunde und Verehrer folgten der Bahre auf den Friedhof vor der Hundsturmer Linie. In der Schloßkirche wurde ein Trauergottesdienst abgehalten und dabei von seinen Musikfreunden das große Requiem von Mozart aufgeführt. Viele französische Generäle nahmen daran teil. Als wieder Ruhe im Lande war, überführte man die Leiche nach Eisenstadt in Ungarn, wo sie in der Kirche am Kalvarienberg beigesetzt wurde.

Noch nach seinem Tode zeigte sich Haydns edles Gemüt. Die größere Hälfte seines Vermögens hinterließ er den Kindern seiner Geschwister. Seinem treuen Diener Elsner vermachte er 6000 Gulden, ebensoviel seiner alten Haushälterin. Der Tochter seines einstigen Lehrers Frank in Hainburg, bestimmte er 1000 Gulden und das Bildnis ihres Vaters. Verschiedene Wohltätigkeitsanstalten in Wien und Eisenstadt bedachte er mit größeren Spenden und bestimmte für die Gemeinde Rohrau 3000 Gulden als Fonds, dessen Zinsen zur Erziehung der ärmsten Kinder des Ortes und zur Erhaltung der Gräber seiner Eltern gebraucht werden sollten.

Das Geburtshaus Haydns befindet sich heute leider in keinem pietätvollen Zustand und es wird dahin gearbeitet, es aus Privatbesitz zu lösen und als Haydn-Museum einzurichten. Zum Geburtstag des Jubilars soll die Pfarrkirche in Rohrau ein neues Geläut bekommen, das zum Andenken an den großen Sohn der Gemeinde auf die österreichische Nationalhymne abgestimmt werden soll.

Mögen die Jahrhunderte dahineilen, mag die Musik eine andere Richtung einschlagen, immer wird Haydns Ruhm unvergänglich bleiben wie bisher! Wir wollen stolz sein auf ihn, den biederen Oesterreicher, den großen Deutschen, den edlen Menschen, den gottbegnadeten Meister der Töne, auf Joseph Haydn!

H. Schick.

Wochenrückblick

Nach dreiwöchentlichen Verhandlungen ist nun am Ostersamstag ein deutsch-polnisches Handelsübereinkommen zustande gekommen, das aber nicht den Charakter eines provisorischen oder endgültigen Handelsabkommens trägt, sondern nur einen beiderseits freibleibenden Versuch darstellt, einen völligen Abbruch des Warenaustausches zwischen Deutschland und Polen zu verhindern und den Warenaustausch ungefähr auf der Höhe des vorjährigen Standes zu stabilisieren. Welche Bedeutung das neue Uebereinkommen für den deutsch-polnischen Warenaustausch hat, wird am besten ersichtlich, wenn man sich die Ziffern des deutsch-polnischen Außenhandels vom Jahre 1931 vergegenwärtigt. Zwar werden die neuen Kontingente, die man sich gegenseitig auf Grund des neuen Uebereinkommens gewährt, gewisse Abweichungen gegenüber den Zahlen des Jahres 1931 zeigen, jedoch dürften diese Abweichungen kaum wesentlich sein. Von den wichtigsten aus Polen nach Deutschland im Jahre ausgeführten Waren sind zu erwähnen: Butter 7185 Tonnen, Eier 2926 Tonnen, Weizen 9335 Tonnen, Roggen 24 667 Tonnen, Hülsenfrüchte 9297 Tonnen, Gerste 7926 Tonnen, Bau- und Nutzholz 180 494 Tonnen, Holzmasse 203 668 Tonnen, Federn, Daunen und Borsten 1211 Tonnen, Zink 57 727 Tonnen usw. Aus Deutschland nach Polen gingen im Jahre 1931: Fette und Pflanzenöle zu technischen Zwecken 14 256 Tonnen, Fische und Fischfleisch 3729 Tonnen, Wolle und Tierhaare 1478 Tonnen, Rohpelze 252 Tonnen, Textilmaschinen 577 Tonnen, Bearbeitungsmaschinen 710 Tonnen, andere Maschinen (ohne elektrotechnische Apparate) 3275 Tonnen, elektrische Maschinen und Teile davon 434 Tonnen, elektrotechnische Erzeugnisse 728 Tonnen, verschiedene chemische und pharmazeutische Produkte 8824 Tonnen usw. — Das neue Uebereinkommen ist für uns besonders wertvoll in einer Zeit, wo unser Export überall schwere Schläge erleidet. Besonders die Sicherung der Ausfuhr landwirtschaftlicher Artikel nach Deutschland ist von größter Bedeutung. Allein durch die Wiederermöglichung der Butterausfuhr nach Deutschland ist, die Zahlen des vorigen Jahres zugrundegelegt, ein Posten von etwa 30 Millionen Zloty, das waren im vorigen Jahre etwa 25 Prozent der gesamten polnischen Ausfuhr an Lebensmitteln für die nächste Zukunft gesichert. — Im Gegensatz zu dem deutsch-polnischen Handelsübereinkommen stehen die Schwierigkeiten, die sich bei der Finanzierung der Kohlenbahn Oberschlesien—Gdingen ergeben. Die französische Gesellschaft, welcher die Konzession für den Bahnbau übertragen ist, hat die ihr auf ihrer ersten Obligationsanleihe zugeflossenen Geldmittel bei den bisher durchgeführten Bauten nahezu vollständig verausgabt und benötigt dringend weitere Geldmittel. Nach dem Konzessionsvertrage hat die Gesellschaft bis zum 31. Mai d. J. in Paris abermals eine Obligationsanleihe im Betrage von 300 Millionen französischen Franken aufzunehmen, deren Erlös für den Bahnbau zu verwenden ist. Die Gesellschaft sieht sich jedoch angesichts der schlechten Lage auf dem Pariser Kapitalmarkte nicht in der Lage, einen derartigen Betrag jetzt zu emittieren; vor etwa drei Wochen hat sie die polnische Regierung davon benachrichtigt und zugleich mitgeteilt, daß die Arbeiten am Bahnbau Oberschlesien—Gdingen eine erhebliche Verzögerung erfahren müßten, wenn ihr nicht von anderer Seite Geldmittel zufließen. Aus diesem Anlaß begaben sich der damalige stellvertr. Finanzminister Prof. Zawadzki und der Ministerialrat Baranski von der Bank Polski nach Paris, wo sich beide lebhaft um die Finanzhilfe bemüht haben. Die französische Regierung sieht sich jedoch nicht in der Lage, der Bahngesellschaft den vollen Betrag vorzuschießen, sondern ist nur bereit, einen Vorschuß von 200 Millionen französische Franken zu leisten, für den die polnische Regierung jedoch garantieren muß. Man hoffte anfangs, daß diese französische Gesellschaft, die eine private ist, auf dem französischen Markt einen besseren und billigeren Kredit finden würde, als der polnische Staat, wenn er selber den Bahnbau durchgeführt hätte. Es zeigt sich aber jetzt, daß, diese Gesellschaft nicht erstklassig genug ist, um in einer Krisenzeit ihren Verpflichtungen nachzukommen, und daß es jetzt der polnische Staat ist, der durch seinen Kredit der französischen Konzessionsgesellschaft zu Hilfe kommen muß. — Die Lage in Oesterreich ist noch immer ungeklärt und sehr gespannt, so daß sich der österreichische Bundeskanzler Dr. Buresch auf einer Tagung des Landesbauernrates von Niederösterreich unter anderem folgendermaßen äußerte: Er möchte nicht verabsäumen, zu erklären, daß die österreichische Regierung auf dem Standpunkt stehe, daß sie in der Zeit der schweren Wirtschaftsnot und der Zeit der völlig ungeklärten wirtschaftlichen Lage in ganz Mitteleuropa keinerlei politische Bedingungen eingehen könne und werde. Gerade jetzt seien erfolgverheißende Anzeichen dafür vorhanden, daß es zu einer Klärung der unhaltbaren Lage in Mitteleuropa komme. Die Lage sei zum Reißen gespannt, nicht nur in Oesterreich, sondern auch bei anderen Staaten im mitteleuropäischen Raum. Aus der Hilfeleistung für das bedrängte Oesterreich ist inzwischen eine weltpolitische Aktion großen Stils geworden. Der französische Vorstoß nach Mitteleuropa hat eine völlige Veränderung der Verhandlungsgrundlage zur Folge. Die Schwerpunkt der Verhandlungen ist nunmehr nach London verlegt, wo die Verhandlungen der vier Großmächte: England, Frankreich, Italien und Deutschland stattfinden und das Donauproblem erörtert wird. Die Möglichkeit, daß die Reparationsfrage im Rahmen der Zusammenkunft zur Sprache kommen kann, wird in London zugegeben. Am 11. April nimmt die Ab-

rüstungskonferenz ihre Arbeiten in Genf wieder auf. — De Valera hat die Antwort an die britische Regierung bereits entworfen. Laut Reuter, soll sie darauf hinweisen, daß die Abschaffung des Treueides keine Verletzung des Vertrages bedeute, da sie eine rein inländische Angelegenheit sei. Es bestehe, heißt es bei Reuter, Grund zu der Annahme, daß es bei den Annuitäten zu einem Kompromiß kommen werde. — Das deutsche Luftschiff „Graf Zeppelin" ist wiederum glücklich in Südamerika gelandet. Nach einer aus Buenos Aires bei der deutschen Lufthansa in Berlin eingetroffenen Meldung, ist die Post des Luftschiffes „Graf Zeppelin" in Pernambuco von dem mit der Lufthansa in Verbindung stehenden brasilianischen Condorsyndikats übernommen und in durchgehendem Tag- und Nachtflugdienst entlang der südamerikanischen Küste nach Buenos Aires befördert worden. Die Landung des Condorflugzeuges erfolgte am Freitag um 15,30 Uhr, so daß sich also für die Postzustellung auf der Strecke Deutschland—Buenos Aires die neue Rekordbeförderungszeit von 4½ Tagen ergibt. — Am 29. März ist „Graf Zeppelin" von seinem Amerikafluge wieder in Friedrichshafen unter der bewährten Führung von Dr. Eckener angekommen.

Aus Zeit und Welt

Die polnisch-deutschen Wirtschaftsberatungen abgeschlossen.

Warschau. Die in den letzten Wochen in Warschau geführten Besprechungen zwischen der deutschen und der polnischen Regierung über die deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen sind zum Abschluß gelangt. Das Ziel der Besprechungen, einer weiteren Verschärfung des Zollkrieges zwischen beiden Ländern vorzubeugen und die aus der letzten Zeit stammenden neuen Beschränkungen des Handels nach Möglichkeit zu beseitigen, ist erreicht worden. Im großen und ganzen sind die Einfuhrmöglichkeiten des Jahres 1931 beiderseits wiederhergestellt. Polnischerseits werden für diejenigen Waren, für die nach dem 31. Dezember 1931 neue Einfuhrverbote in Kraft getreten sind, Einfuhrkontingente gewährt, während deutscherseits die Anwendung des Obertarifs gegenüber Polen entsprechend eingeschränkt wird. Die polnische Regierung wird ihrerseits die Anwendung des Höchsttarifs gegenüber Deutschland auf diejenigen Waren beschränken, die bisher Kampfeinfuhrverboten unterworfen waren.

18 russische Flüchtlinge ertrunken.

Warschau. Wie aus dem rumänischen Städtchen Tigni am Dnestr gemeldet wird, haben vor einigen Tagen mehrere Bauern aus dem auf sowjetrussischer Seite liegende Ulta versucht, nach Rumänien zu flüchten. Sie fuhren mit fünf Wagen, auf denen sich je zwei große Weinfässer befanden zum Dnestr und erklärten der Sowjetwache, sie wollten aus dem Fluß Wasser holen. Sie fuhren tatsächlich auf das Eis und begannen die Decke zu durchhauen. In einem unbeobachteten Augenblick, als die Wache sich entfernte, schlugen sie auf die Pferde ein, um das rumänische Ufer zu erreichen. Dicht am Ufer stürzte jedoch die Eisdecke ein und drei Wagen fielen in die Fluten. Zwei Wagen konnten glücklich das rumänische Ufer erreichen. Es stellte sich indes heraus, daß in jedem Faß drei Männer verborgen waren. Insgesamt sind daher samt den Fuhrleuten 21 Personen ertrunken.

Tagung der „Undo-Partei".

Am Sonntag wurde in Lemberg die Tagung der „Undo-Partei" geschlossen. Zum Vorsitzenden der Partei wurde Dr. Dimitri Lewitzkij gewählt. Als Vertreter der extremen Richtung ging in das Zentralkomitee auch der ehem. Abg. Paljew ein. Die gemäßigte Gruppe, die an der Tagung nicht teilnahm, wurde aus der Partei ausgeschlossen. In einer Entschließung wird die Autonomie für Ostgalizien verlangt. Eine Abordnung wird diese Forderung den maßgebenden Regierungsstellen unterbreiten.

Professor Wukadinovic erhält die Goethe-Medaille.

Wie uns gemeldet wird, erhielt Proffessor Wukadinovic-Krakau, der in Weimar den Vortrag „Goethe und die slawische Welt" hielt, als einer der ersten die neugestiftete Goethemedaille für Kunst und Wissenschaft, mit einem Handschreiben des deutsch. Reichspräsidenten v. Hindenburg.

Die katholische Presse der Vereinigten Staaten.

Die letzten Jahre haben einen ungeheuren Aufschwung des katholischen Pressewesens in den Vereinigten Staaten gebracht. Wie wir der „News Street des NCWC" in Washington entnehmen, erscheinen für die katholische Bevölkerung der Union, die gegenwärtig auf 21 887 600 geschätzt wird, 310 Zeitungen, die eine Gesamtauflage von 7 308 456 Exemplaren haben. Nicht mitgezählt sind die religiösen Monatsschriften, Vereins- und Fachorgane.

Der „Almanach der katholischen Presse" in der Union, der von dem Publizisten J. H. Meier herausgegeben wird, veröffentlicht diese gigantischen Auflageziffern und gibt bemerkenswerte Aufschlüsse über die sprachliche Verteilung der Blätter. Unter den 310 Blättern sind 9 Tageszeitungen, 113 Wochenblätter, 131 Monatsschriften und 31 Vierteljahresschriften, 223 Blätter erscheinen in englischer Sprache; von den übrigen sind 17 deutsche, 16 polnisch, 10 tschechisch, 10 französisch, 6 italienisch, 6 slowakisch, 4 ukrainisch, 3 litauisch, 3 slowenisch, 3 spanisch, 3 ungarisch, 3 ruthenisch und 1 japanisch. Zwei Blätter erscheinen in Blindenschrift.

Die Erleichterungen der Bank Rolny für die Landwirtschaft.

Warschau. Wie schon gemeldet, hat die Bank Rolny beschlossen, den Landwirten gewisse Erleichterungen für die Rückzahlung langfristiger Schulden sowie die Zinszahlung zu gewähren. Bei dem langfristigen Kredit in Pfandbriefen werden die Rückstände aus den Titeln von Raten, die vor dem 1. Januar d. J. entstanden sind, bis zum 1. April 1933 bezw. 1. Oktober 1934 je nach der Kategorie der Schuldner verschoben. Die Rückzahlung dieser Rückstände wird ferner in einzelne Raten zerlegt, wobei Verzugszinsen nicht erhoben werden. Vorläufig ist die Verzinsung langfristiger Anleihen je nach der Schuldnerkategorie um 4 bezw. 2 Proz. ermäßigt worden. Außerdem wird der Rückzahlungstermin für die langfristigen Darlehen im allgemeinen auf einen 30jährigen Amortisationszeitraum verteilt. Bei den langfristigen Anleihen bei Meliorationsobligationen ist die Zahlung der Rückstände vorläufig bis zum Herbst d. J. verschoben worden. Der Termin der Dauer dieser Anleihen wird von 15 auf 18 Jahre verlängert und ferner eine Herabsetzung des Zinssatzes auf 2 Proz. jährlich eingeführt. alle diese Erleichterungen werden jedoch nur gegenüber denjenigen Schuldnern angewandt die die laufenden Raten bezahlen. Die säumigen Zahler werden nicht in den Genuß der Bevorrechtigungen treten.

Die diesjährigen Uebungen der Reserveoffiziere.

Zur Uebung eingezogen werden in diesem Jahre die Reserveoffiziere der Jahrgänge 1897, 1899, 1900 und 1904, alle Dienstpflichtigen, die im Vorjahre aus irgendwelchen Gründen verhindert waren, zur Uebung einzurücken. Ueben müssen außerdem, ohne Rücksicht auf den Jahrgang, die gemäß „Dziennik Personalny" Nr. 9—31 und 1—32 zum „Podporucznik" beförderten Reservisten. Zum ersten Male werden die Reserveoffiziere kein Ausrüstungsgeld erhalten, sie erhalten vielmehr die Ausrüstung bei ihren Truppenteilen „in natura". Das bedeutet eine gewisse Ersparnis, da das Bargeld höher war als der Wert der jetzt in Aussicht genommenen Ausrüstungen. Zu üben haben in diesem Jahre ferner alle „Podchorazowie" (Fähnriche), welche den Offiziersgrad nicht erreicht haben, nach der ersten Uebung. Bezüglich der Uebungen aller übrigen Reservisten sollen gegenwärtig noch Beratungen über mögliche Einsparungsmaßnahmen im Gange sein. Es wird vermutlich zu wesentlichen Beschränkungen sowohl hinsichtlich der Zahl der Jahrgänge als auch der Dienstzeit kommen.

Die näheren Termine werden noch rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Die Einigung zwischen Japan und China zustandegekommen.

Schanghai. Einer amtlichen japanischen Mitteilung zufolge, ist zwischen Japan und China ein Abkommen getroffen worden, wonach alle japanisch-chinesischen Feindseligkeiten vollständig eingestellt werden sollen.

Wieder Klosterstürmungen in Spanien.

Generalstreik in der Provinz Malaga.

Madrid. In Antequera in der spanischen Provinz Malaga ist der Generalstreik ausgerufen worden. Streikende haben dort ein Kloster in Brand gesteckt. Die Menge hat

versucht, noch ein zweites Kloster in Flammen aufgehen zu lassen, doch konnte die Polizei rechtzeitig eingreifen. Das andere Kloster brannte bis auf die Grundmauern nieder, da die Menge die Feuerwehr nicht an den Brandherd heranließ, sondern auf die Feuerwehrleute schoß. Bei den Zwischenfällen in Antequera wurde eine Person getötet und siebzehn verhaftet.

Das irische Volk zum Endkampf bereit.

Die nationalen Verbände fordern völlige Loslösung Irlands vom Britischen Reich.

Dublin. In Dublin und den übrigen Städten des Irischen Freistaates werden umfangreiche Vorbereitungen zu der für Ostersonntag geplanten Feier des 16. Jahrestages des republikanischen Aufstandes von 1916 getroffen. Die Feiern werden von der irisch-republikanischen Armee und ähnlichen Verbänden organisiert. In ganz Dublin hat die republikanische Frauenorganisation und die irische republikanische Armee an den Straßenkreuzungen in großer Aufmachung Plakate ankleben lassen, in denen das irische Volk aufgefordert wird, sich zum äußersten Kraftaufwand zu einigen, um die Verbindung mit dem Britischen Reich zu lösen und eine unabhängige irische Republik zu errichten.

Junkers-Werke stellen Zahlungen ein.

Berlin. Die Junkers-Werke haben in ihrer Gesamtheit das gerichtliche Vergleichsverfahren beantragt und ihre Zahlungen eingestellt.

Aus Stadt und Land

Lemberg. (Trauung.) Frl. Hedwig Christmann wurde mit Herrn Bankdirektor Zenobius Medycki am 19. März d. Js. in aller Stille getraut. Am ersten Ostertag (27. März), fand die Trauung von Frl. Josefine Albert mit Herrn Otto Paar, Sohn des Lehrers Rudolf Paar aus Einsiedel, statt. Auch wir gratulieren den Neuvermählten.

— (Katholischer Gottesdienst.) Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 13. April eine Morgenandacht um 8 Uhr früh und am 27. 4. d. Js., eine Abendandacht um 5 Uhr nachmittags in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der Rutowskiego-Straße in deutscher Sprache stattfindet.

— (Liebhaberbühne.) Wie bereits schon mitgeteilt wurde, findet am 10. und 24. April d. Js. die Aufführung des Lustspieles „Die relegierten Studenten“ von Roderich Benedix statt. Wer sich wiederum einmal gut unterhalten will, versäume es nicht, sich dasselbe anzusehen. Näheres siehe im Anzeigenteil des Blattes. Kartenvorverkauf: Donnerstag, Freitag, Samstag, zwischen 5—6 Uhr nachmittags.

Krakau. (Goethe- u. 150 Jahrfeier.) Der Verein Deutscher Hochschüler Krakau, veranstaltete am Samstag, den 12. März in seinen Räumen, einen Familienabend, welcher in eine Goethefeier und in eine Gedenkfeier der deutschen Kolonisation in Galizien zerfiel. Nach Begrüßung der zahlreich erschienenen Gäste durch den Vereinsvorsitzenden, eröffnete stud. phil. Angreß die Goethefeier mit dem trefflichen Vortrag einiger Gedichte des großen Meisters, worauf stud. phil. Sommer in seinem Goethevortrag, den größten aller Dichter in seinem seinen Fühlen, in seinem tiefen Sehnen zeichnete. „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n“, dieses so liebliche und wohl volkstümlichste Lied, welches Goethe dem deutschen Volke geschenkt, freudig und feierlich klang es in dem festlichen Raume. Nochmals der Vortrag einiger auserlesener Gedichte, und das von Frl. Schöple stimmungsvoll vorgetragene Goethelied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“, schloß die Goethefeier ab. Es folgte nun das feierliche Gedenken der vor 150 Jahren erfolgten deutschen Kolonisation Galiziens, welches durch den schönen Vortrag eines Galiziengedichtes, von Frl. Löwenberg eingeleitet wurde. Nach dem gemeinsam gesungenen Liede der Deutschen in Galizien, gab Pfarrer Bolek in seinem Vortrage zunächst einen geschichtlichen Ueberblick der Kolonisation und ihrer Entwickelung bis zum heutigen Tage, worauf er in Sonderheit der deutschen Vergangenheit der Stadt Krakau gedachte. Mit dem gemeinsam gesungenen Liede: „Muttersprache, Mutterlaut“ fand auch diese Feier ihr Ende und es folgte ein gemütliches Beisammensein bei Tee, Karpfen und belegten Brötchen, verschönt durch verschiedene Darbietungen der freundlichen Gastgeber. Knapp vor Mitternacht verließ man die gastlichen Räume, mit herzlichem Dank für den schönen, so eindrucksvollen Abend, den die deutschen Studenten, den deutschen Einwohnern der Stadt bereiteten. Pfr. A. B.

Rottenhau. (Todesfall.) Am 17. März wurde Herr Lehrer Johann Mayer unter Beteiligung der eigenen wie auch benachbarten Gemeinde zu Grabe getragen. Die tiefgebeugte Gattin, fünf Kinder, wovon zwei noch unversorgt, Kollegen, Fremde von Nah und Fern umstanden den, im Schulzimmer aufgebahrten, Sarg. Von dem Schulhause aus bewegte sich der Trauerzug, begleitet von der Schuljugend mit zahlreichen Kränzen, zum Kirchlein, wo Herr Senior Ploseck eine zu Herzen gehende Trauerandacht hielt. Am offenen Grabe sprach Herr Lehrer Meßner im Namen der Gemeinde Kaltwasser und des Lehrervereins. Tief ergriffen segnete Herr Senior die irdische Hülle des Verstorbenen ein. Lehrer Johann Mayer stand im 57. Lebensjahre und hatte durch 34 Jahre das schwere Amt eines Lehrers inne. In Rottenhau wirkte er durch 9

Goethe und Polen

(Fortsetzung.)

War Goethe schon das polnische Land in dieser kurzen Reise unmöglich erschlossen worden, so sind ihm die Menschen, die diese Gegenden bewohnten, deren Sprache er nicht verstand, vollkommen fremd geblieben. Und doch stand Goethe der polnischen Gesellschaft nahe, hatte starkes Interesse für sie und suchte geradezu ihre Nähe. Karlsbad war es, wo sich Goethe schon vor seiner Polenreise in dem Umgange mit der polnischen Intelligenz wohlgefühlt hatte, wo er die polnische, leicht gefällige Art der Geselligkeit kennen und schätzen gelernt hatte. „Die Liebenswürdigkeit und Anmut der Polinnen, die feine Bildung und ritterliche Gesinnung, der anmutige Gesellschaftston und die berühmte Gastfreundschaft der Polen waren Eigenschaften, die den Dichter, der bisher nur das kleine Hofleben in Weimar und die spießbürgerliche Gesellschaft zu Frankfurt a. M. kennengelernt hatte, mächtig anziehen mußten.“ Besonders die lebhaften Polinnen, denen er bei der Aufführung anmutiger Nationaltänze freudig Beifall zollte, von denen er sagte: „Kein Wunder, die Grazie ist ihnen eingeboren!“, hatten ihn in ihren Bann gezogen. Eine und die andere schöne Vertreterin des polnischen Adels wurde des Dichters Muse, und ihnen verdanken wir so manches schöne Gedicht dieser Zeit. Besonders aber war es die polnische Hofpianistin der Kaiserin von Rußland, Frau Marie Szymanowska, deren „ganz herrliches“, „köstliches Spiel“ er preist, diese „liebenswürdige, edle Erscheinung“, die es ihm angetan hatte. In Goethes Worten: „Es kam augenblicklich der Friede Gottes über mich, der mich mit mir selbst und der Welt ins Gleichgewicht zu setzen sanft und kräftig genug war“, spiegelt sich die versöhnende Wirkung, die ihr Spiel auf den greisen Dichter ausübte, den die Leidenschaft zu der 16jährigen Ulricke v. Levetzow mächtig bewegte. Ihr wunderbares Spiel und Wesen ließen die Verse „Aussöhnung“ entstehen, welche „die Trilogie der Leidenschaften“ zu einem Ganzen vollenden. Wiederholt aufgefordert, besuchte Frau Szymanowska Goethe in Weimar, und hier spann sich weiter, was in Karlsbad so schön begonnen hatte. Goethe gab ihr zu Ehren Konzertabende, und er selbst berichtete in einem Briefe, „mein Haus war 14 Tage lang Sammelplatz aller Musikfreunde, angelockt durch hohe Kunst und liebenswürdige Natur, Hof und Stadt, durch sie angeregt, lebten fortan in Tönen und Freuden“. „Dieser holden Frau habe ich viel zu danken, ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben,“ sagt er gerührt nach ihrem Scheiden von Weimar, und lange noch lebte ihr Andenken in dem Dichter fort.

Frau Marie Szymanowskas Briefe waren es auch, die Mickiewicz, der in seinem Passe „ein berühmter polnischer Dichter“ genannt war, nach Berlin und Weimar begleiteten. Vierzehn Tage weilte der größte polnische Dichter in der Begleitung eines seiner ältesten Freunde, des Schriftstellers Odyniec, „in dem deutschen Athen“, und sehr bald haben sich freundschaftliche Bande zu dem Weimarer Kreise geknüpft.

Jahre zur vollsten Zufriedenheit und zum Segen der Gemeinde. Als erste Pflicht galt ihm sein Beruf, so daß er, sogar schon leidend, noch immer sein Amt ausübte. Eine schwere Lungenentzündung warf ihn am Neujahrstage auf das Krankenlager, wo ihn am 15. März der Tod von seinen Leiden erlöste. Nun zeigt ein Erdhügel die teure Leiche an, Kränze schmücken das Grab. Die Inschriften deuten, wie lieb er allen gewesen. Ehre seinem Andenken. Ein Kollege.

Kolomea-Baginsberg. (Goetheabend.) Am Abend des 20. März, fand im Saal unseres Deutschen Hauses ein Goethe-Gedächtnisabend statt, von der Schule veranstaltet. Oberlehrer Mensch erzählte in kurzen Worten des Dichters Lebenslauf und schilderte dann in überaus anschaulicher Weise Goethe als Gelehrten, als Staatsmann, als Künstler und Dichter. Zur Durchführung des reichen Programms waren möglichst viele in der Gemeinde vorhandenen Kräfte herangezogen worden. Der gemischte Chor sang zu Beginn „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'". Schulkinder trugen „Die wandelnde Glocke" und „Die Legende vom Hufeisen" vor, ja, auch das „Flohlied" des Mephistopheles aus dem „Faust", ward von einem kleinen Knaben in sehr ergötzlicher Weise deklamiert. Eine kleine Aufführung: „Nicht fürchten", von Schulkindern gespielt, gab Einblick in Goethes Kindheit und Erziehung, lehrte uns Goethes gestrengen Herrn Vater, aber auch die herrliche Frau kennen, die Goethes Mutter war. Das „Lied des gefangenen Grafen" ward uns als lebendes Bild mit eingefügtem Blumenreigen geboten. „Es war ein König in Thule", durften wir als Melodrama genießen. Den Text sprach eindrucksvoll Herr Ferdinand Schmidt, der zuvor schon „Das Veilchen" und den „Erlkönig" mit Harmoniumbegleitung gesungen hatte. Die musikalische Begleitung, — Zilchers Melodie von Vikar Decker für Instrumentalmusik gesetzt, — führte unser Gemeindevorsteher aus. Goethes Schweizerlied „Uf am Bergli bin i g'sässe", trug wiederum der Chor vor. Allbekannte Goethesche Lieder aber, wie: „Sah' ein Knab' ein Röslein stehn" und „Ich ging im Walde so für mich hin", wurden von der großen Versammlung mit Begleitung unseres Orchesters gemeinsam gesungen, welches, von Herrn Konrad Baumunk dirigiert, das Programm mit schönen musikalischen Vorträgen auszuschmücken bestrebt war. So kam der im gegenwärtigen Jahr in aller Welt gefeierte große deutsche Dichter an diesem Abend bei uns zu Worte, und unter dem Eindruck der gebotenen Proben seines Geistes und seiner Kunst, wurden wir unseres deutschen Volkstums froh. Das aber war gewiß die Absicht unserer Schule, ihres Leiters und seiner Kollegin, wenn sie uns den Genuß dieses Goetheabends bereitete.

Falkenstein. (Todesfall.) Am 4. März d. Js. verschied hier nach langem, schweren Leiden Frau Karolina Köli, geb. Bachmann, Ehegattin des Grundwirten und Presbyters Johann Köli, im 38. Lebensjahre. Die Entschlafene war eine stille, allseits geehrte und geliebte Frau, aber auch eine gute und fromme Christin. Selten verfehlte sie einen Gottesdienst, auch als sie schon schwer leidend war, sah man sie oft an der Seite ihres Mannes, mit welchem sie über 12 Jahre in schönster Herzenseintracht verbunden war und mit allen Fasern des Lebens in aufrichtiger Liebe und Treue hing, zu den gottesdienstlichen Versammlungen in die Kirche eilen. Ein hartes Schicksal mit Krankheiten aller Art hat die Heimgegangene in ihren besten Lebensjahren betroffen. Alle ärztliche Hilfe in Sanatorien und anderen Heilanstalten, in welchen sie Heilung von ihren böswilligen Leiden suchte, waren vergeblich. Langsam und unaufhaltsam mußte die Vielgeliebte dahinwelken und ihr hoffnungsvolles Leben opfern. Ihre irdische Hülle wurde am 5. v. Mts. von unzähligen Trauergästen, unter welchen sich auch viele Glaubensgenossen aus den Nachbarkolonien befanden, tief betrauert von ihrem Ehegatten, den beiden Müttern, Geschwistern und Verwandten, zur Grabesruhe begleitet. Herr Pfarrer Dr. Seefeld hielt in der Kirche, nach dem Schriftworte: „Fürwahr, Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen...", eine ergreifende Predigt, und suchte damit die Trauernden in ihrem schweren Leid auf den hinzuweisen, der um unseretwillen auf die Erde kam, um durch sein Vorbild allen Trostbedürftigen Kraft und Stärkung zu bringen. Die zu Herzen gehenden Worte Sr. Hochwürden und das darauf vom Gesangverein vorgetragene Trauerlied: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh", machten auf alle Anwesenden einen wehmütigen Eindruck und man sah, daß sich viele Augen mit Tränen füllten. — Das Andenken der Entschlafenen wird bei Allen, die ihr im Leben nahestanden, in liebevoller Erinnerung bleiben. Gott, der Herr schenke ihrer müden Hülle eine sanfte Grabesruhe und dereinst einen seligen Auferstehungsmorgen. Sie ruhe in Frieden. H.

Was ist anstößig?

Es gibt eine ganze Anzahl Dinge über die man nur mit Zögern und unter Hemmungen spricht, und sie zeigen, wie noch in uns der uralte Glaube an die Macht des Wortes lebt. Bei der Ausstoßung eines Schimpfwortes sagt man lieber statt „verflucht" „verflixt", und ebenso ruft man aus „o Jemine" statt „o Jesus", weil man ja den Namen des Herrn nicht unnützlich im Munde führen soll. Außer dieser Furcht vor der Beschwörung ehrwürdiger und unheimlicher Mächte, spricht aber auch das Scham- und Ekelgefühl in unserer Ausdrucksweise stark mit. Wir haben im Lauf der Entwicklung „keusche Ohren" bekommen, vor denen nicht genannt werden darf, was doch „keusche Herzen nicht entbehren können". Dabei handelt es sich um Gliedmaßen des Körpers, um körperliche Vorgänge, um Kleidungsstücke, die mit gewissen Dingen des Geschlechtslebens oder anderen nicht in die Oeffentlichkeit gehörigen Handlungen verknüpft sind. In dieser

---

Aus den Briefen der beiden jungen Männer in die Heimat, sowie aus den „Briefen von der Reise", die Odyniec, wenn auch 35 Jahre später, herausgab, was die Objektivität wohl beeinflußte, die Farben etwas verschwimmen ließ, erfahren wir so manches Interessante über diese Tage. Die jungen Polen brachten einen reichlichen Fond von Begeisterung dem deutschen Dichterfürsten entgegen, dessen „Werther" und „Götz" sie durchlebt, dessen Gedichte sie eifrig übersetzt hatten. Und sie wurden nicht enttäuscht, wenn auch das Würdevolle des greisen Staatsministers, das abgeklärte Wesen, der klare, scharfe Verstand, sie befremdete und den jungen polnischen Dichter zu ihm aufschauen ließ. „Wie, zum Teufel, gescheit ist der!" waren Mickiewicz' erste Worte nach der ersten Audienz bei Goethe. Es kamen mehr Besuche, Einladungen, gemeinsame Feste, die den beiden großen Geistern Gelegenheit zu Annäherung und Aussprache brachten. Zwar kannte Goethe so gut wie gar nichts von den Werken des jungen Polen, aber er ahnte seine Größe, sandte ihm den Maler Schmeller mit der Bitte, „ihm einige Stunden zu gönnen, um das Porträt eines so interessanten Gastes zu nehmen", ließ sich von ihm über die Volkslieder der Ukraine, über die neue Richtung der polnischen Literatur, an deren Spitze, wie er wohl wußte, Mickiewicz stehe, berichten, bat ihn bei der Aufführung des „Faust" in seine Loge und fragte ihn, welchen Eindruck der „Faust" auf der Bühne auf ihn gemacht habe. Wohl war der greise Dichterfürst an Huldigung jeder Art gewöhnt, konnte sich kaum des Schwarms der begeisterten Besucher — besonders in dem Trubel der Festlichkeiten zu seinem achtzigsten Geburtstage — erwehren, aber er heißt die neuen Gäste willkommen, dankt ihnen lebhaft, daß sie zu dem Feste geblieben sind, verabschiedet sie auf das herzlichste und gibt ihnen sehr bezeichnende Verse mit auf den Weg. „Ich sehe immer sehr gern Ausländer bei mir, ihre Gesellschaft ersetzt mir die Annehmlichkeit einer Reise, die ich in meinem Alter mir nicht mehr erlauben kann; wenn ich mit ihnen spreche, reise ich auch, ohne den Ort zu verändern. Heute z. B. wandere ich in Polen," sagte er zu Kozmian, als dieser das zweite Mal bei ihm vorsprach und ihm viel über polnische und französische Literatur berichten mußte. Neben dem Dichter Vincenz Pol, der nach dem unglücklichen Aufstand bei Goethe eintrat, und den dieser über die patriotische Lyrik seiner Heimat befragte, wäre von den polnischen Jüngern der Kunst und Wissenschaft, die Goethe in Weimar besuchten, vor allem der Fürst Radziwill zu erwähnen, den Goethe „den ersten Troubadour, der ihm vorgekommen sei", nannte. Er war es, der den Deutschen zuerst den „Faust" durch seine Kompositionen näher gebracht hat, dessen Name unlöslich mit dem größten deutschen Dichterwerk verbunden ist, wenn auch Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften" noch nicht an des Fürsten Werk glauben kann und schreibt: „Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mit fortreißende Komposition zu Faust ließ uns doch nur eine entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen."

(Fortsetzung folgt.)

Scheu vor der offenen und derben Sprache ist der menschliche Geist eifrig bemüht gewesen, Umschreibungen und Verhüllungen sowie sonstige Ersatzmittel zu finden, die doch erkennen lassen, was gemeint ist.

Mit diesem interessanten Gebiet beschäftigt sich Gerhard Melzer in einem soeben bei M. u. H. Marcus in Breslau erschienenen Buch „Das Anstößige in der deutschen Sprache". Nicht zu allen Zeiten hat man darüber nachgedacht, sondern es sind starke Veränderungen im deutschen Schicklichkeitsgefühl zu beobachten. Das Mittelalter nannte noch die Dinge derb beim Namen, bis durch die höfische Sitte zuerst eine Verfeinerung der Ausdrucksformen eingeführt wurde; aber die natürliche Ungebundenheit des Volkes brach in der Reformationszeit wieder durch, und man findet hier selbst in frommen Schriften eine Unmenge von Wörtern, die wir heute nicht mehr über die Lippen bringen würden. Im 17. und besonders zu Anfang des 18. Jahrhundert, beginnt dann bei uns die „Entbrutalisierung" der Sprache, die allmählich immer mehr Worte ausscheidet und sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer übertriebenen Prüderie entwickelte. Der Naturalismus machte besonders Aufsehen durch die Wiedereinführung solcher verpönter Worte, und heutzutage, in den Tagen der Nacktkultur und der Freudschen Lehre, die das Sexuelle so schonungslos aufdeckt, hat man sich wieder daran gewöhnt, die allzu zarten „Glimpfwörter", wie sie Jakob Grimm genannt hat, als lächerlich zu empfinden.

Bei solch verhüllenden Ausdrücken sucht man Wort- und Sachbedeutung möglichst weit auseinanderzubringen. Besonders der „Ort, auf dem wir sitzen", hat der Menschheit viel Kopfzerbrechen bereitet. Man darf ihn höchstens „Gesäß" nennen, oder muß ihn gar überhöflich „Allerwertester" anreden. Es gibt eine außerordentliche Fülle von bald ernsthaft, bald mehr komisch gemeinten Bezeichnungen dieses Körperteils, die sich meistens mit Zusammensetzungen von „Hinter" oder mit Hinweisen auf das Sitzen helfen. F. Th. Vischer prägte dafür den Ausdruck die „Basis der Persönlichkeit", und Wilhelm Raabe bezeichnet ihn als „Zentrum". Im allgemeinen aber gehört er zu den „unaussprechlichen" Dingen, die denn auch geradezu so genannt werden. Die „Unaussprechlichen" sind aber die Hosen. Wie dieser Name für das so notwendige Kleidungsstück in Verruf kommen konnte, wissen wir nicht genau. Jedenfalls heißt es im 18. Jahrhundert in dem Wörterbuch von Frisch unter „Hosen": „Weil das Wort Hosen nunmehr mit der Bedeutung von den unteren Füßen bis an den Gürtel bedacht ist, so ist es um vielen Mißbrauchs und unzüchtigen Scherzes willen verächtlich geworden und heißen die Hosen für den Schneider jetzt Bein-Kleider." Ebenso schreibt Adelung gegen Ende des 18. Jahrhunderts über „Beinkleid": „Es ist dies ein neues Wort, welches man eingeführt hat, seitdem die Benennung Hosen für niedrig und unanständig gehalten worden." Ebenso erging es später dem Hemd, das durch „Nachtgewand", „Nachtkostüm", „Bettgewand" ersetzt wird, und Raabe spricht überhaupt von „unausprechlicher Leibwäsche". Löns von „unausprechlichen Unterhosen", womit diese Umschreibung der Lächerlichkeit anheimgegeben werden sollen Eben solch ein „anrüchiges" Wort wurde „nackt". Man umschreibt es mit „hüllenlos", spricht vom „Adamsgewand", „Evakostüm" und christliche Vorstellungen führen zu der Umschreibung „so wie wir aus der Hand Gottes hervorgegangen sind" oder „in der Livree Gottes". Ja diese Verpönung von „nackt", das Adelung bereits als „widrig und peinlich" bezeichnet, greift auch auf das Wort „bloß" über, und das geht sogar soweit, daß in der Zeitschrift des deutschen Sprachvereins 1903 empfohlen wird, statt „bloß" immer „nur" zu sagen, weil das „edler" sei. Löns rechnet daher auch „bloß" in einer Satire zu den indezenten Worten. „Diese umschreibenden Wendungen haben zu allen möglichen längst eingebürgerten Redensarten geführt. Um den Vorgang der Geburt zu verschleiern, sagt man, daß ein Kind „das Licht der Welt erblickt, oder man ersetzt das weniger fein empfundene Wort „spucken" durch „speien", obwohl die letztere Bezeichnung eigentlich die derbere ist, und soviel wie „sich übergeben" bedeutet. Kann man die anstößigen Worte in der Sprache nicht ganz umgehen, so hat man verschiedene schonende Formen der Andeutung gefunden. Man zitiert z. B. die berühmte Redensart aus Goethes Götz oder man bricht plötzlich ab und überläßt es dem andern, sich die fehlenden Worte zu denken. Im Druck hilft man sich durch drei Punkte oder Gedankenstriche, durch Abkürzungen oder Auslassen einzelner Worte usw. Als Ersatzworte werden mit Vorliebe Fremdworte gewählt, wobei bisweilen ein merkwürdiger Bedeutungswandel auftritt. So kam z. B. das französische Wort „Garderobe" in der Bedeutu von Kleidung, Kleiderständer im 17. Jahrhundert aus Frankreich nach Deutschland, während es in der Heimat fast nur noch Abort bedeutet

Kinder unter der Erde

Tschapei ist verlassen. Ueber dem vernichteten Stadtviertel liegt die Nacht. Vom östlichen Teil her hellt roter Schein das Dunkel. Ganze Gassen brennen, das Feuer frißt alles, was es auf seinem unaufhaltsamen Wege trifft: die Hütten, die Toten, die Verwundeten, die sich nicht mehr weiterzuschleppen vermochten. — Tschapei ist tot. Nirgends ein Mensch, nirgends Leben. Drüben am Rande der letzten Häuser liegen die chinesischen Schützenlinien, kaum hundert Schritte vor ihnen die Japaner. Zeitweise knattern nervöse Gewehrschüsse, dann ist wieder Ruhe.

Um einen riesigen Trichter, den eine Fliegerbombe in die lehmige Erde gerissen hat, sammeln sich, scheu von allen Seiten herbeischleichend, zerlumpte, kleine Gestalten. Auf dem Grunde des kegelförmigen Loches ist Wasser, schmutziges, stinkendes Wasser. Die verlassenen Kinder von Tschapei haben seit Tagen nichts mehr getrunken. Mit alten Kannen, mit ausgebrochenen Tonkrügen, mit löcherigen Büchsen schöpfen sie das morastige Wasser. Ihre Lippen brennen, ihre Zunge ist trocken und klebt geschwollen am Gaumen — sie schmecken nichts mehr, sie lechzen nur nach etwas Feuchtem.

Bei jedem Schuß, der herüber dröhnt, stieben sie auseinander, verschwinden blitzschnell von der Erdoberfläche, wagen sich stundenlang nicht mehr hervor.

In halb eingestürzten Kellern, metertief unter der Erde, suchen Hunderte von armseligen, kleinen Geschöpfen Zuflucht vor den Geschossen der Japaner. Bei Tag hocken sie eng zusammengepfercht in diesen finsteren Erdlöchern, atmen die stickige Luft der überfüllten Kellerräume, haben kaum ein paar Lumpen, um sich vor Kälte zu schützen.

Viele sind verwundet. Ein ausgemergelter Junge von etwa acht Jahren hüpft mit schmerzverzerrtem Gesicht auf einem Bein. In das rechte hat ihm ein Granatsplitter ein böses Loch gerissen. Er hat ein Stück einer alten Pferdedecke um die eiternde Wunde gewickelt. Stöhnend setzt er sich neben ein kleines Mädchen, dessen linker Arm bis auf den Knochen verbrannt ist. Leise ruft er den Namen seiner Schwester. Sie liegt in einem Winkel des finsteren Kellers, ein stürzender Balken hat ihr beide Beine abgeschlagen. Vor vierzehn Tagen arbeiteten die Kinder noch in den Spinnereien. Die liegen nun in Trümmern. Die Werkmeister sind geflohen, die Beamten haben sich in Sicherheit gebracht, die herrenlosen Kinder blieben ihrem Schicksal überlassen. Anfangs hatten sie noch ein bißchen Reis. Sie kauten die Körner ungekocht, weil sie fürchteten, der Rauch des Feuers könnte sie verraten. Dabei brennt Tschapei an allen vier Enden, aber die Kinder haben Angst, und der Schrecken hat sie um die Vernunft gebracht.

Vorige Nacht trieb der Hunger einige Beherzte an die Oberfläche. Sie tappten im Dunkel der Nacht an den eingestürzten Häusern entlang. Weiter oben an der Straßenecke hatte es einen Bäcker gegeben. Vielleicht gab es dort noch etwas, um das heimtückische Schneiden in den Eingeweiden zum Verstummen zu bringen. Ein verdächtiges Aufzischen jagt die Kinder auseinander. Sie sind zu weit nach Osten abgeirrt, knapp vor die Linien der japanischen Feldwachen. Leuchtraketen steigen hoch. Schon sind sie entdeckt. Zwei Maschinengewehre nehmen sie in die Garbe. Drei stürzen in einen von Wasser erfüllten Explosionstrichter, sie jammern um Hilfe, nur einige wenige Minuten, dann ersticken ihre Stimmen in gurgelnden Lauten. Schreck lähmt die Glieder der anderen. Sie hasten zurück. Stürzen über aufgewühlte Erdmassen, noch immer hämmern die Maschinengewehre. Zwei Mädchen überschlagen sich, reißen im Sturze ein drittes mit. Kaum die Hälfte kam zurück. Mit verschreckten Augen erzählt es eines dem anderen. Keines will mehr aus den Kellerlöchern heraus. Lieber den schmerzenden Krampf im Leibe, als das Entsetzliche dieser Hölle da oben. Aengstlich lauschen sie, bis das Bellen der Maschinengewehre endlich verstummt. Kaum daß eines der gequälten Geschöpfe ein Wort laut werden läßt. Stundenlang sitzen sie da, ohne sich zu regen. Hin und wieder schlummert das eine oder das andere der Kinder ein, manches erwacht nicht mehr. Vierzehn Tage hungern sie schon. Vierzehn Tage kauern sie in der Nacht der Keller, vierzehn Tage stöhnen sie unter den Wunden, die ihnen, den armseligsten, den wehrlosesten Geschöpfen die Soldaten der „aufgehenden Sonne" geschlagen haben. Wie viele von ihnen werden die Sonne, die wirkliche Sonne noch zu sehen bekommen? Peter Bent.

Die Wiege der Zivilisation

An Hand der letzten archäologischen Entdeckungen gab Sir Arthur Keith in einem an der Universität Glasgow gehaltenen Vortrag einen Ueberblick über die neuen Hypothesen, zu denen die jüngste Forschung die Wiege der Zivilisation Anlaß gegeben hat. Nach seiner Meinung ist heute der bindende Schluß gestattet, daß Europa von Kaukasiern in verhältnismäßig später Zeit kolonisiert worden ist. Die kaukasischen Pioniere, so führte er aus, erschienen in Europa truppweise in gemessenen Zwischenräumen am Ende der letzten Eiszeit, die, in Jahre umgerechnet, nicht weniger als 20 000 Jahre zurückliegt. Sie mögen von Südafrika oder Asien gekommen sein. Der Ausgangspunkt selbst ist nicht von Wichtigkeit; denn diese frühesten kaukasischen Mammutjäger gleichen sich im Körperbau so sehr, daß wir annehmen dürfen, sie seien einer gemeinsamen Wurzel entsprossen, deren Standort wahrscheinlich eher in Asien als in Afrika zu suchen ist.

Wir wissen heute, wie diese Frühbewohner Europas ihren Unterhalt gewannen, und wie sie ihre Lebensführung von einem Zeitpunkt an, der etwa 3000 Jahre vor Christus zu datieren ist, gestalteten. Sie lebten von dem Naturreichtum des Landes und der See. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß es schon auf dem Raum einer Quadratmeile eines ergiebigen Jagdgrundes bedarf, um einem Menschen das ganze Jahr hindurch seinen Lebensunterhalt zu sichern, so rechtfertigt sich die Schätzung, daß im Jahre 3000 vor Christus die Bevölkerung der britischen Inseln noch nicht 30 000, die von ganz Europa weniger als 750 000 betragen hat. Heute zählt man auf dem gleichen Gebiet 475 Millionen Seelen, die hier ihr Auskommen finden. 500 Menschen leben gegenwärtig auf einem Landstrich, der vor 5000 Jahren nur einem einzigen Menschen Ernährungsmöglichkeit bot. Die Ausgrabungen in Ur und Kisch, sowie die älteren Forschungen in Susa, im Südwestwinkel Persiens, belehren uns ausführlich darüber, daß zu Beginn des vierten Jahrtausends vor Christus die Ackerwirtschaft im Norden des Persischen Golfs, wohin man ja auch den Ort des biblischen Paradieses verlegt hat, nicht nur schon einen hohen Entwicklungsstand erreicht hatte, sondern auch bereits auf eine lange Vergangenheit zurücksah. Wie weit sich diese Vergangenheit erstreckt, können wir nur vermuten. Wenn wir aber den Beginn dieser ackerwirtschaftlichen Entwicklung in das sechste Jahrtausend vor Christus verlegen, so dürften wir uns eher einer Unter- als einer Ueberschätzung schuldig machen.

Peinliches

Beim Bankett eines Sportfestes ist mir das passiert im Kreise der Sport-Zelebritäten, in den ich zufällig geraten war, ich, der erbärmlichste Sport-Ignorant, der jammervollste Ertüchtigungsanalphabet. Warum habe ich mich auch verpflichtet gefühlt, verführt vom genius loci, mit meiner Tischdame ausgerechnet ein sportliches Gespräch anzuknüpfen? Hätte ich nicht vom Theater sprechen können oder von tausend anderen Dingen, von denen ich auch nichts verstehe, über die ich aber wenigstens reden kann?

Ich hub an: „Gnädige Frau sind Sportsmann?" Erster Blödsinn, wurde jedoch noch als Witz aufgefaßt.

„Ja", sagte die Dame, „ich spiele Golf."

„Aha", führte ich elegant die Konversation weiter. — „Ein schöner Sport. Mir tun bloß die armen Pferde leid."

„Wieso?" war die erstaunte Antwortfrage.

„Na — die werden dabei doch so rumgejagt und kriegen sicher manchen Hieb ab, der daneben geht." Die Golferin war bereits im Bilde, denn sie sagte lächeln.

„Sie verwechseln das mit Polo!"

„Natürlich. Golf ist ja die Sache mit den kleinen eisernen Fußangeln, die in den Boden gesteckt werden."

„Das ist Krocket. Das wird aber nur noch selten gespielt."

„Mit Recht," pflichtete ich bei, nur um etwas zu sagen. Eigentlich hatte ich Krocket bisher für ein Kartenspiel gehalten. Das heißt aber Jocker. Es entstand eine Pause.

„Drüben sitzt Helene Mayer," brach meine Nachbarin das Schweigen. Interessiert blickte ich hinüber.

„Die hat also den Kanal durchschwommen?"

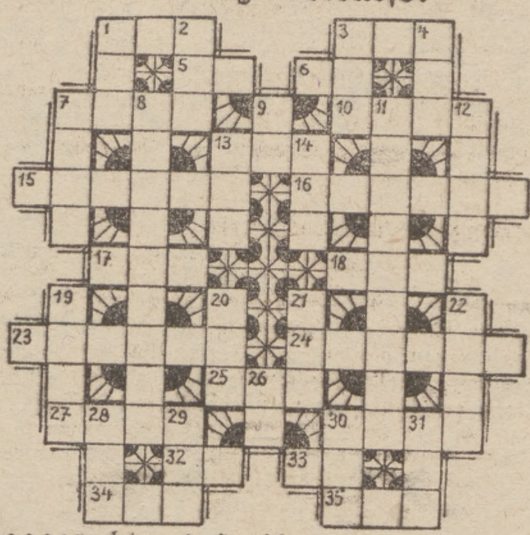
„Nein, sie ist Fechtmeisterin. Haben Sie dieses Mädchen niemals fechten gesehen?" — „Noch nie, gnädige Frau. Unglaublich, daß ein so hübsches Mädchen einen Ehrgeiz darein setzt, den Partner blutig zu schlagen!"

„Sie scheinen Florettfechten nicht zu kennen. Die Ausfälle der Mayer sind berühmt."

„So? Grobheit sieht man ihr aber nicht an."

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Herrschertitel, 3. Zeitmaß, 5. hohe Spielkarte, 6. Musikvorzeichen, 7. staatliche Einrichtung, 10. Rauchfang, 13. Naturerscheinung, 15. Monatsname, 16. Metall, 17. griechischer Buchstabe, 18. gedörrtes Gras, 23. Automobilschuppen, 24. Hansestadt, 25. Teil eines Grundstücks, 27. Schwimmvogel, 30. Planet, 32. Ruf eines Haustieres, 33. Fluß in Italien, 34. Lebensabschluß, 35. Sohn Noahs.

Senkrecht: 1. Tierpark, 2. Beamtentitel, 3. heißes Getränk, 4. Leuchtstoff, 7. tschechische Hauptstadt, 8. Stadt in Württemberg, 9. Nahrungsmittel, 11. Monatsname, 12. Paradiesgarten, 13. metallhaltiges Mineral, 14. Wintersportgerät, 19. Taufzeuge, 20. Waldbewohner, 21. Zahlwort, 22. Winkel, 26. sibirischer Strom, 28. Dürftigkeit, 29. Bekräftigung, 30. Göttin der Morgenröte, 31. kirchliches Gebäude.

Auflösung des Gedankentrainings „Tee bei Neureichs"



Bei genauer Beobachtung des Bildes fällt auf: 1. daß aus der Teekanne, die der Diener trägt, infolge des falsch angebrachten Ausgusses, kein Tee ausgeschenkt werden kann; 2. daß der Flügel falsch gebaut ist; 3. daß der Bildhauer, der die Statue der „Venus von Milo" reproduzierte, links und rechts miteinander vertauschte. (Siehe auch Auflösungsbild.) Das an der Wand hängende Bild der Raffaelschen „Madonna della Sedia" ist ebenfalls im Spiegelbild wiedergegeben und erscheint daher falsch; indessen gibt es doch vereinzelte Wiedergaben dieses Bildes, die das Bild so darstellen, wie es im Salon des Herrn Neureich hängt. Daher kann dieses Bild nicht unbedingt als Fehler gewertet werden.

Pause.
„Treiben Sie keinen Sport?"
„O ja, Boxen!"
„Ist es die Möglichkeit? Sie boxen?"
„Nein, Ich sehe zu."
„Schwimmen Sie? Spielen Sie Fußball? Baseball? Tennis? Laufen Sie Eis? Werfen Sie Diskus?" Springen Sie Stab?" — Ich mußte fortgesetzt verneinen. Die Dame wurde rapid rotweiß. — „Fürs Sechstagerennen interessieren Sie sich doch wenigstens?"
„Leidenschaftlich. Ich finde besonders die nächtlichen Rennen großartig. So etwas von Stimmung — allerdings..."
„Nun?"
„Allerdings stören mich die Radfahrer, die da immer im Kreis rumsausen. Ich gucke ja nie hin — aber wenn ich zufällig einen Blick riskiere, bin ich sofort schwindlig."
In diesem Augenblick flog mir ein Teller an den Kopf, ein Stuhlbein ward mir auf den Schädel geschlagen und ein Hagel von Ohrfeigen knallte mich unter den Tisch. Heiser vor Erregung forderte die Dame einen anderen Tischherrn.
Es gab einen Riesenkrawall und ich wurde aus dem Saal getragen. Die Sache wurde aber vertuscht, und keine Sportbeilage erwähnte die peinliche Angelegenheit...

Der Professor

Von Kurt Miethke.

Professor Kamm sitzt an seinem Schreibtisch.
Aus seinem Füllfederhalter fließen die Einfälle nur so.
Er arbeitet an seinem grandiosen Werk: „Die Bewußtseinshelle des geistigen Menschen im Alltag, auf der Grundlage der Freudschen Theorie vom Unterbewußten."
Das Werk wird die Welt erschüttern. Das Werk ist Professor Kamms Gedanke bei Tag und Nacht.
Da klingelt es. Professor Kamm erhebt sich knurrend und öffnet die Flurtür.
Draußen steht ein Mann in blauer Bluse:
„Ich komme von der Gasanstalt; ich möchte die Leitung im Salon mal nachsehen."
„Schön, kommen Sie mit!" sagt Professor Kamm und führt den Mann in den Salon.
„Sie werden wohl allein fertig werden", nickt er dem Manne zu und begibt sich wieder an sein Werk über: „Die Bewußtseinshelle des geistigen Menschen im Alltag."
Stundenlang sitzt Professor Kamm da und freut sich, wie die Einfälle violett und glatt aus seinem Füllfederhalter fließen.
Gegen Abend kommt seine Frau, die einen Besuch gemacht hatte, atemlos ins Zimmer gestürzt:
„Peter!"
„Wie oft habe ich dir schon gesagt, liebe Karoline, du sollst nicht ohne anzuklopfen das Arbeitszimmer betreten!" sagt Professor Kamm stirnrunzelnd und vorwurfsvoll.
„Peter!" Die Frau Professor schreit keuchend: „Wer hat denn den ganzen Salon ausgeräumt?"
„Wie meinst du das?"
„Wie ich das meine? Der ganze Salon ist geklaut! Der echte Leistikow, die Teppiche, der Blüthnerflügel, die Mahagonimöbel! Alles, alles ist ausgeräumt! Wen hast du denn hineingelassen?"
„Einen Mann von der Gasanstalt. Er sagte, er wolle die Gasleitung im Salon mal nachsehen."
Weinend sinkt die Frau Professor um:
„Du Idiot! Wir haben doch im ganzen Hause kein Gas!"
Sprachlos betrachtet Professor Kamm sein aufgeregtes Weib. Schüttelt das Haupt über so viel materialistisches Denken; dann setzt er sich wieder nieder und läßt violette Einfälle aus seinem Füllfederhalter fließen — Einfälle, die einmal das Werk ergeben werden: „Die Bewußtseinshelle des geistigen Menschen im Alltag..."

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Privater Kurs	Bank-Kurs
24. 3. 1932 zl.	8,89	8.9190—8,9210
29. 3. „ „	8,8825	8.92 —8,9230
30. 3. „ „	8,8750	8,9150—8,9180

2. Getreidepreise pro 100 kg

	loco Verladestation	loco Lwów
Weizen	26.25— 26.75	28.25—28.57 vom Gut.
Weizen	25.00— 25.50	27.00—27.50 Sammelldg.
Roggen	23.75— 24.00	25.25—25.50 einheitl.
Roggen	23.00— 23.25	24.50—24.75 Sammelldg.
Mahlgerste	18.50— 19.00	20.50—21.00
Hafer	22.50— 23.00	25.00—25.50
Industriekartoffeln	2.80— 3.00	
Victoria-Erbsen	32.00— 34.00	
Felderbsen	23,00— 24.00	
Süßheu gepreßt	9.00— 10.00	10,00—11.00
Stroh gepreßt	4.50— 5.00	
Roggenkleie	12.75— 13.00	13.25—13,50
Weizenkleie	12,75— 13.00	14.50—15,00
Blauer Mohn	100.00—110,00	
Rotklee	210.00—230.00	

(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Spół. z ogr. odp. Lwów, ul. Chorążczyzna 12.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck „Vtia" naklad drukarski, Spółka z ogr. odp. Katowice, ul. Kościuszki 29.

Bilder der Woche



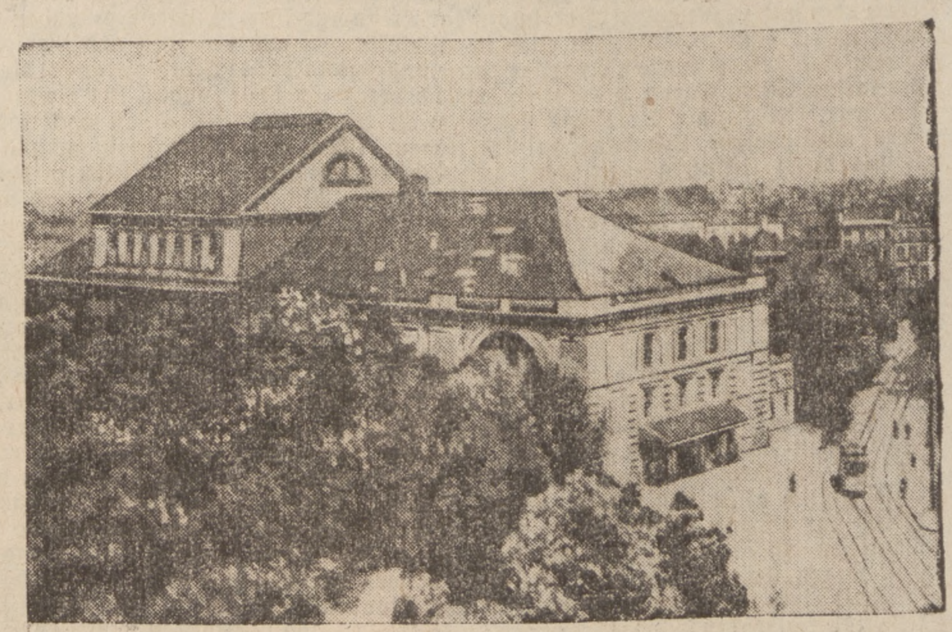
Eine niederschlesische Kleinstadt in Konkurs

Das Rathaus der Kleinstadt Köben (Kreis Steinau, Niederschlesien), die infolge hohen Verschuldung Konkurs anmelden mußte. Die Verbindlichkeiten der Stadt betragen 400 000 Mark.



Ein deutsches Kloster aus dem 13. Jahrhundert eingestürzt

Das Kloster Schönstatt in Vallendar nach dem Einsturz. In dem berühmten Kloster Schönstatt in Vallendar am Rhein ereignete sich ein schwerer Einsturz, durch den der Südturm völlig zerstört wurde. Das Kloster ist eines der berühmtesten romanischen Bauwerke in Westdeutschland.



Brand in der Königsberger Oper

Während einer Aufführung brach im Königsberger Opernhaus ein Feuer aus, das sich mit großer Schnelligkeit bis auf das Dachgeschoß verbreitete. Glücklicherweise wurde der Eiserne Vorhang sofort niedergelassen, so daß das Publikum in aller Ruhe das Theater verlassen konnte.



Passagierdampfer läuft auf Korallenriff auf

Der Passagierdampfer „Prince David“ rannte in einem schweren Regensturm mit voller Geschwindigkeit auf einen Korallenriff in der Hafeneinfahrt von Bermuda auf. Passagiere und Besatzung konnten gerettet werden, jedoch erhielt das Schiff so schwere Schlagseite, daß keine Hoffnung mehr vorhanden ist, den Dampfer zu bergen.

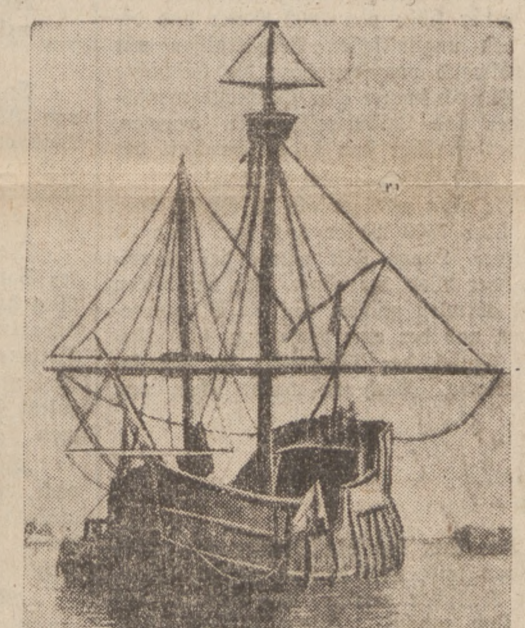
Der Goethe-Taler ist da

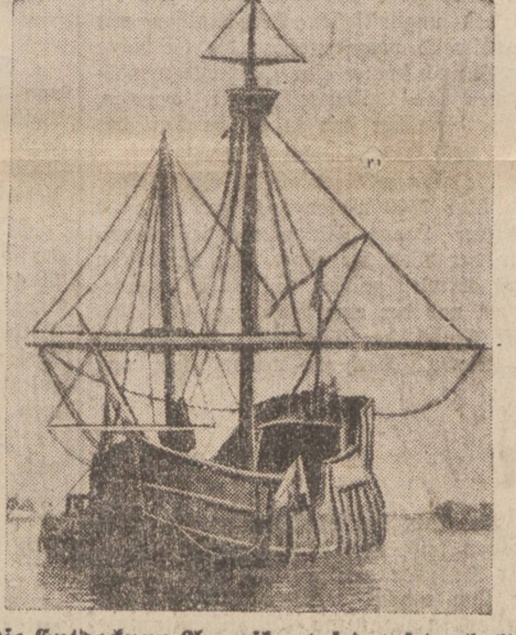
In den nächsten Tagen kommen die neuen Drei- und Fünf-Markstücke mit dem Bildnis Goethes anläßlich seines 100. Todestages zur Ausgabe.



Grenzmarkt auf der zugefrorenen Memel

Der lange Winter, der im Osten noch immer die Flüsse in Eis erstarrt hält, ermöglicht es den Memelländern, ihre Waren auf der Mitte des Flusses, der Grenze, direkt an ihre deutschen Stammesgenossen auf der deutschen Seite des Flusses zu verkaufen, ohne besondere Einfuhrgenehmigungen haben zu müssen.





Die Entdeckung Amerikas wird wiederholt

Anläßlich des 440. Jahrestages der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus wird eine naturgetreue Nachbildung der Karawelle „Santa Maria“ mit der Kolombus im Jahre 1492 Amerik entdeckte, von Spanien den Atlantik überqueren. Das Schiff wird an der Stelle landen, die auch Kolombus nach seiner Überfahrt zuerst erreicht hat.

Der größte Turbo-Dynamo Europas

wurde in dem neuen englischen Riesenkraftwerk Battersea aufgestellt. Die Dimension dieses Giganten, der 800 000 Kilowatt liefert, kann man aus der Größe des Monteurs, der im Innern des Dynamos arbeitet, ahnen.



Ein neues französisches Propeller-Schnellboot

Der französische Kostrukteur Eckerlein (in weißem Mantel) auf seinem neuartigen Propellerboot bei der ersten Probefahrt. Auf der Seine bei Paris wurde ein neuartiges Propellerschnellboot vorgeführt, das durch einen Motor von nur 9 PS angetrieben wird und eine Geschwindigkeit von 140 km pro Stunde erreichen soll.



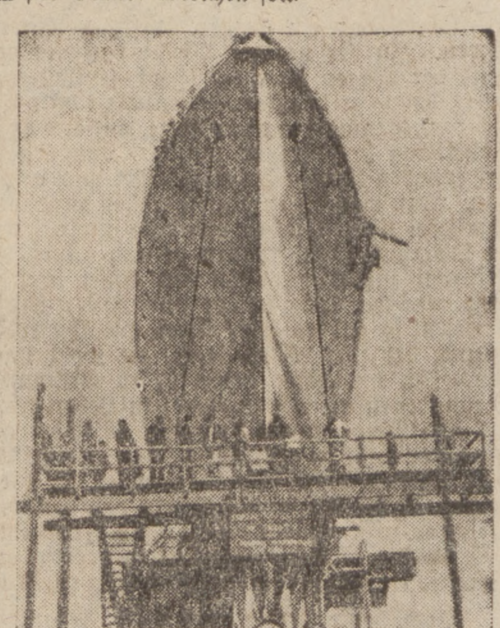
Das schwerste Hindernisrennen der Welt

Eine packende Aufnahme vom diesjährigen „Grand National“ bei Liverpool, dem klassischen Hindernisrennen Englands.



Eine 4. Pyramide entdeckt

Prof. Hanssan (1) und der ägyptische Ministerpräsident Sidky Pascha (2) bei der Besichtigung eines Hieroglyphen-Steins der neu entdeckten Pyramide. Auf dem Pyramidenfeld von Gishe, das seit vielen hundert Jahren eine klassische Stätte der Forschung gewesen ist, gelang es vor kurzem dem ägyptischen Prof. Selim Hassan den Unterbau einer 4. Pyramide zu entdecken.



Der Abrüstungskonferenz empfohlen

Stapellauf eines französischen Torpedobootzerstörers im Hafen von Toulon. Das Schiff wurde nach einem alten französischen Seehelden auf den Namen „Chevalier Paul“ getauft, es hat eine Länge von 130 m, eine Breite von 12 m und eine Schnelligkeit von 40 Knoten.

Die Bettlerin vom Pont des Arts

Von Kurt Münzer.

Immer, so oft ich diese von keinem Wagen je befahrene, einzig stille Brücke über die bewegten Gewässer der Seine überschritt, fand ich auf ihren Stufen sitzend eine ärmliche Frau, die dennoch keine Hand nach einem Almosen ausstreckte oder mit gemurmelten Worten auf ihr Elend und ihre Bedürftigkeit hinwies. Damals eilte ich alle Morgen aus meinem Kabinett im dunklen Quartier Latin ungeduldig hinüber in den Salon Carree des Louvre, wo ich vergeblich bemüht war, den Zauber der Köpfe Leonardo da Vincis auf meine unzulängliche Leinwand zu übertragen. Das Geheimnis dieser tiefsinnig lächelnden, unirdisch vergeistigten Köpfe wollte sich in keiner Maltechnik, in keiner Pinselführung fangen lassen. Und dann auch, am hohen Mittag saß die Alte auf den Stufen des Pont des Arts, anscheinend in der gleichen Stellung; nie sah ich sie eine Mahlzeit nehmen. Und ich weiß nicht, welche Scheu mich abhielt, ihr ein paar Sous in den Schoß zu werfen. Ja, sogar nachts, wenn ich von den Höhen des Montmartre hinunterstieg und über die Brücke nach Hause schlenderte, lag die Bettlerin da auf den Stufen zusammengekauert, den Rock über den grauen Kopf gezogen. Vielleicht schlief sie, vielleicht auch saß sie da in kummervollen Gedanken. Warum mochte sie nicht eine der Armenherbergen aufsuchen, die sich allnächtlich so gastlich allen Obdachlosen öffneten? Aber schließlich habe ich nur allzuoft in den milden Nächten der Stadt jene heimatlosen Schläfer gefunden, die so freie, wilde Naturwesen waren, daß sie die Unbilden des Wetters der Behaglichkeit eines wärmenden, sie aber für acht Stunden ihrer Freiheit beraubenden Daches vorzogen.

Jene Alte — und das war es, weshalb ich sie überhaupt je beachtet hatte — mußte einmal eine große Schönheit gewesen sein. Ja, sie schien mir sogar in einigem den holden Köpfen des Leonardo zu gleichen. Und die Runzeln und Falten ihrer erschlafften Haut waren nur wie die Risse und Sprünge in der Farbenfläche eines alten Bildes. Darunter schimmerte die ehemalige und unbegreifliche Schönheit. Und eines Tages hatten sich meine Maleraugen so sehr in diese alte Frau verliebt, daß ich meine Leinwand in Louvre eintrocknen ließ, eine neue einspannte und bei der Bettlerin stehenblieb, sie anredend und bittend, mir zu einem Bilde zu sitzen. Sie verstand mich wohl, das erkannte ich an ihren Augen, aber als ich fertig war, schüttelte sie nur den Kopf und war nicht zu bewegen, mir mit einem lauten Wort zu antworten; sie schüttelte nur ihr Nein, wandte sich schließlich ab und versank in ihr Eindämmern.

Da rückte ich kurz entschlossen am nächsten Tage mit meiner Staffelei an, baute sie am Kai auf, richtete meine Palette und begann, die Stufen und das Geländer der Brücke zu fixieren und dazwischen die unglückliche Gestalt der Alten. Die kleinen Buchhändler am Kai waren meine höflichen Zuschauer; ihre Kunden, Studenten, Gymnasiasten, wißbegierige Kaufleute, junge Maler, traten hinzu und sahen andächtig zu. Und die einzige, die unbekümmert bei allem blieb und gleichgültig an mir vorübersah, war die, die ich malte, diese schöne alte Frau, hinter deren Runzeln und Falten die holdeste Jugendschönheit schimmerte. Ich malte mein Bild in dem silbernen Ton, die die Luft dieser Stadt an frühen Herbstmorgen hat, wenn der Eiffelturm nur ein phantastischer Schatten im weißen Dunst ist, wenn die stumpfen Türme von Notre-Dame wie betaut glänzen, wenn der Strom leise rauscht und die entlaubten Bäume am Ufer voll Silbertropfen hängen. Da malte ich sie, auf dem feuchten Stein sitzend, ans nasse Geländer gelehnt, und ihr altes, schönes Gesicht, ihre grauen Lumpen fügten sich, silbern überhaucht, sanft und harmonisch in den Nebelton des Bildes.

Aber als ich am fünften Tage wiederkam, um an dem Bilde, das glücklich unter meinem Pinsel fortschritt, weiter zu arbeiten, war die Brücke leer... Die Bettlerin war nicht da. Und da die Buchhändler ihre Kasten noch nicht geöffnet hatten, gab es niemand, den ich um das Verschwinden der Alten hätte befragen können. Bis der Schutzmann des Quartiers drüben auftauchte. Der hatte mich beim Malen gesehen und trat nun zu mir und erzählte, daß er selbst im Morgengrauen die Bettlerin sterbend auf der Brücke gefunden, ins Spital gebracht hätte, wo sie alsbald verstorben sei — an Entkräftung sagte der Arzt — und daß sie im Tode verjüngt und verschönt erschienen wäre.

Ich eilte in das bezeichnete Spital. Dieser Morgen war nicht silbern und weiß, sondern rosig und goldig, frühlingshaft lau. Wie wundervoll ist das zarte Blau des Pariser Himmels, unter ihm das blasse Violett der kahlen Parks, das verblichene Weiß der tausend Statuen in den Gärten! — Das gelbe Spital war ganz von Sonne umflossen. Aber die alte Bettlerin war tot. Sie lag schon unten im Keller, in den mich ein höflicher Arzt hinabführte. Sie lag da lang ausgestreckt, und ich sah mit Staunen, daß nur ihr Kopf so alt erschienen war, vielleicht von Wind und Wetter verwüstet. Ihr Körper war der einer vierzigjährigen Frau, eines Mädchens, einer schlanken, keuschen Diana. Und des Todes süße Hand hatte auch ihre Runzeln geglättet. Eine zarte holde Schönheit, gelb wächsern, lag auf dem kahlen Tisch. Eine empfindsame Krankenschwester mochte es gewesen sein, die ihr einen Bund weißer Astern auf die Brust gelegt hatte.

Als wir hinaufstiegen, sagte der Arzt: „Es war eine arme Irre. In ihren Taschen haben wir einen alten Brief gefunden. Wollen Sie ihn lesen? Oben liegt er im Büro."

Und da las ich denn den Brief der Bettlerin vom Pont des Arts. Eine Irre? Ja, eine von Liebe zerstörte, eine wahrhaft, eine einzig Liebende — eine maßlose Leidenschaft, eine unerhörte Hingabe, das war sie. Und da ist ihr Brief, unbeholfen, kurz, hilflos, stammelnd. Und er lag in einem Umschlag ohne Adresse, denn sie wußte nicht Namen, nicht Heimat des Geliebten und mochte ihm nur geschrieben haben, um einen Druck vom Herzen los zu werden, um einmal aufschreien zu dürfen, einmal ihre Liebe zu bekennen, wenn auch ins Leere und Hoffnungslose hinaus.

„Mein Geliebter! Vor zehn Jahren heut war der Tag, als ich mit meinen Veilchenwagen an der Brücke stand, und Du bist da gekommen und hast ein Bund gekauft für vier Sous, und Du hast kein Wort gesagt, bloß die Münzen in meine Hände gelegt. Da habe ich Dich gespürt, und ich mußte Dich sehr lieben. Du bist weitergegangen über die Brücke und hattest mich nicht angesehen. Alle die Nächte habe ich bitter geweint, und meine Mutter hat mich geschlagen. Aber ich habe die Brücke nicht mehr verlassen, weil ich wartete, daß Du noch einmal darüber kämst. Heut habe ich zehn Jahre gewartet, und vielleicht werde ich noch viele zehn Jahre warten müssen. Einmal aber weiß ich, wirst Du kommen, vielleicht wirst Du aussehen wie der Tod und mich holen. Ich kann nichts tun als Dich lieben, darum muß ich davon leben, was man mir schenkt. Aber ich kann nicht arbeiten, denn ich kann keinen Gedanken von Dir fortbekommen. Ich liebe Dich über alles und warte und schreibe Dir. Aber wer bist Du? Wo bist Du? Wenn Du kommst."

Und nun fehlten ihr die Worte. Dieses Glück, „wenn er käme..." war nicht auszudenken noch auszusprechen. Das war alles, das stand in dem vergilbten Brief. Sie hat nichts weiter gewußt. Sie wartete und liebte. Und ob wohl der Tod das Antlitz des Geliebten getragen hat?... Aber ihr sehnsuchtsvolles Herz ist jetzt vielleicht das schönste Präparat einer fleißigen Studentin. —

Kampf um den Himalaja

Die heroische Geschichte der Expedition Bauer

Die zweite deutsche Himalaja-Expedition unter Leitung des Müncheners Paul Bauer, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den dritthöchsten Berggipfel des Himalaja, den 8557 Meter hohen Kantschindschinga, zu ersteigen, ist von den Gewalten dieser ungeheuerlichen Gebirgswelt bezwungen worden. 655 Meter unter dem erstrebten Ziele mußte sie umkehren. Eine steile Gebirgswand hatte sich unüberwindlich vor ihnen aufgereckt. Die Kräfte reichten nicht mehr aus, sie zu umgehen, die Lawinen- und Schneesturmgefahren waren zu groß geworden. Damit ist die Geschichte des Kampfes um die höchsten Berggipfel der Welt um ein neues Kapitel bereichert worden, das, wie alle früheren, mit einem Mißerfolg abschließt.

Bei dem Ansturm der deutschen Expeditionsteilnehmer im Jahre 1929 gelang es, eine Höhe von etwa 700 Meter zu erreichen. In diesem Jahre wurde diese Leistung um rund 900 Meter überboten. Bis zu einer Höhe von 7902 Meter sind die kühnen Bergsteiger unter den ungünstigsten Verhältnissen mit einem unerhörten Willensaufwand vorgedrungen; die Geschichte der Himalaja-Expeditionen ist auch immer eine Geschichte menschlicher Willenskraft, Ausdauer und Leistungsfähigkeit gewesen, und dem Tatendrang mutiger Forscher sind in diesem Teil der Erde auf lange Zeit hinaus noch keine Schranken gesetzt.

Das Himalajagebiet zählt nicht weniger als 13 Gipfel über 8000 Meter Höhe, 35 sind über 7500 Meter hoch und rund 50 immer noch über 7000 Meter. Lange Zeit wurde der Gaurisankar als der höchste Berg der Welt bezeichnet. Er hat diesen Ruf an den Mount Everest abtreten müssen, den die Eingeborenen Tschomo-Lungma nennen und der eine Höhe von 8880 Metern hat. Der zweitgrößte Gipfel, der Tschogo-Ri im Karakorumhimalaja, mißt 8610 Meter. Auch er wurde schon von Oesterreichern, Engländern und Italienern lange und vergeblich belagert. Der Gaurisankar aber hat nur, wie genauere Messungen ergeben haben, eine Höhe von 7140 Metern.

Mit welchen Schwierigkeiten der Forscher in diesen Gebieten zu rechnen hat, mußten bereits die drei Bilder Schlaginweit erfahren, die es als erste in den Jahren 1855 bis 1857 unternahmen, in diese unwirtlichen Regionen vorzudringen. Adolf, der eine dieser Brüder, wurde bei einem blutigen Aufstand in Kaschgar enthauptet. Er hatte die Absicht gehabt, über Hochasien nach Sibirien vorzudringen. 1892 versuchtee der Engländer William Martin Conway einen Vorstoß ins Karakorumgebirge. Ihm folgten noch viele andere. Als der beste Kenner des Himalaja gilt in Europa der englische General Charles Granville Bruce,

der nicht weniger als 20 Jahre in der höchsten Gebirgswelt der Erde lebte und sich als wagemutiger Bergsteiger betätigte.

Er war auch der Leiter der englischen Himalaja-Expedition von 1922, an der sich hervorragende Bergsteiger und ausdauernde Männer wie Longstaff, Finch und Mallory beteiligten. Insbesondere verdanken wir Finch ausgezeichnete Berichte über diese Unternehmung, die die Schwierigkeiten eindringlich, aber ohne Uebertreibung schildern.

Die Vorbereitungen zu dieser Expedition wurden mit größter Sorgfalt betrieben. Ueber den beim Aufstieg zu wählenden Weg hatten die Erkundungen des Jahres 1921 und die Arbeiten anderer Forscher Aufschluß gegeben. Aber trotz der glänzendsten Vorbereitung, trotz der Wahl der besten Männer konnte das Ziel nicht erreicht werden. Schneewehen, eisige Kälte und nicht zuletzt Stürme von unerhörter Stärke vereitelten das Unternehmen. Finch schreibt:

„Hätten diese eiskalten Stürme unser Zelt noch stärker gepackt, dann würden sie uns mit ihm zusammen in die vielen tausend Fuß tiefen Abgründe des Rongbuckgletschers geschleudert haben. Wir kämpfen um unser Leben..." Als der Sturm etwas nachließ, waren die Teilnehmer völlig erschöpft.

„Mit Hilfe von Spiritus," so berichtet Finch weiter, „schmolzen wir den Schnee und kochten uns etwas Warmes. Aber einen wirklich heißen Trank konnten wir nicht erzielen.

denn in dieser Höhe kocht das Wasser schon bei einer so niedrigen Temperatur, daß man ruhig die Hand hineinhalten kann,

ohne sich zu verbrennen."

Der Berg schlug den Angriff ab. Es gab Todesopfer: Lawinen rissen eine Trägergruppe in die Tiefe, die Bergkrankheit packte die Tüchtigsten. Die Expeditionsteilnehmer mußten endlich froh sein, daß ihnen der Abstieg gelang, der hier oft noch schwerer ist als der Aufstieg. Dabei wurde der Rückzug schließlich zur Flucht. Die Berggeister saßen ihnen im Nacken, das Grauen, das die Eingeborenen zur tiefsten Ehrfurcht gegen die Gewalten der schneebedeckten Höhen zwingt, hatte auch sie ergriffen. Naturgewalten erwiesen sich wieder einmal stärker als der härteste Wille kampferprobter Menschen.

Die deutsche Bauer-Expedition dieses Jahres hatte im Juni Europa verlassen. Von Kalkutta aus zog die Expedition nordwärts. Mit 160 Trägern und ausgezeichneter Ausrüstung brachen die Teilnehmer von Lacheng aus auf, um den Kampf mit dem Kantschindschings aufzunehmen. Regen hinderte den Weitermarsch. Krankheiten stellten sich ein, trotzdem wurde der Weg zu den steilen Höhen fortgesetzt. Am 9. August ereignete sich ein furchtbarer Unglücksfall: der Deutsche Hermann Schaller und ein eingeborener Träger stürzten in eine tiefe Schlucht und fanden in Schnee und Eis ihr Grab.

Die eingeborenen Träger tuschelten untereinander:

die Geister des Berges sind gegen die verfluchten Fremden.

Sie wollten nicht mehr weiter, sie fürchteten die Strafe der Götter. Erst nach langem Hin und Her gelang es, sie wieder zu beruhigen.

Bedrückt, aber nicht entmutigt, zieht die Expedition weiter. Schneestürme umbrausen sie, aber sie hofft, ihr Ziel erreichen zu können. Die Kräfte lassen nach, die Luft wird zu dünn zum Atmen. Die Sauerstoffgeräte sind schwer zu tragen. Die Kälte ist entsetzlich. Langsam, Schritt um Schritt geht es aufwärts, bis der Berg ihnen eine steile, schroffe Wand entgegenstellt, die jedem weiteren Vordringen energisch Halt gebietet.

Das Unternehmen ist gescheitert. Die höchsten Spitzen des Himalaja sind gut verteidigte Festungen. Wann werden sie fallen?

Er kommt heim

Es schlug gerade fünf Uhr, als der Bierkutscher Wilhelm Eiselt aus der Gaststube des Dorfkruges trat, wo er eben die letzten beiden vollen Fässer abgeladen hatte. Seine Tour war beendet; wenn er scharf fuhr, konnte er in einer knappen Stunde die Stadt erreichen. Er steckte das Lieferbuch in die Tasche und nahm den Pferden die Futtersäcke ab. Der Fuchs spitzte die Ohren. Er wußte, daß es nun heim in den Stall ging. Schnuppernd wandte er sich hinüber zu seinem Gefährten, einem breiten Schimmel, der heute das zweitemal mit ihm lief, als wollte er ihm sagen: „Bald sind wir zu Hause, Kamerad." Der Kutscher klopfte den Pferden auf den Rücken. „Es ist Zeit, daß wir heimkommen," brummte er. Dann stieg er auf den Bock und zog die Zügel an.

Eiselt war ein großer, kräftiger Mann in den Zwanzigern. In der vorigen Woche hatte er geheiratet. Während der Wagen über die schlechtgepflasterte Dorfstraße holperte, dachte er in aller Behaglichkeit daran, daß er nun endlich ein Zuhause gefunden hatte, auf das er sich einen ganzen Arbeitstag lang freuen konnte. Lange genug hatte er sich bei fremden Leuten herumgedrückt und immer allein gestanden. Nun war dieses unstete Leben zu Ende. Nun gehörten ihm zwei kleine Stuben und eine junge, hübsche Frau, die sie in Ordnung hielt. Wenn er von seiner Arbeit müde und erfroren zurückkam, stand das Essen schon auf dem Tische. Und war der Tag schwer und voller Mühsal und Aerger gewesen, so gab es zwei Arme, die ihn trösteten, und einen Mund, der ihm Worte sagte, die wohl taten und beruhigten, Ja, manchmal geriet er in Erstaunen und Verwunderung darüber, wie anders sein Leben geworden war; wie sich alle Dinge und nicht zuletzt er selber gewandelt hatten. Wenn er auf dem Kutscherbock saß und bei Wind und Wetter von Dorf zu Dorf fuhr, begann er sich die Zukunft auszumalen, in der frohen Gewißheit, daß das Leben leichter war, wenn es zwei gemeinsam im Guten und im Schlimmen trugen, mochte auch die Gegenwart noch so grau sein wir die Straßen, in denen sein Gespann Tag für Tag entlang karrte.

Auch heute kamen ihm diese Gedanken. Nur war es ihm, als wäre plötzlich ein dunkler Ton da, der eine leise Unruhe in sie hineintrug, ohne daß er dafür eine Erklärung gefunden hätte. Unterdessen hatte das Gespann das Dorf weit hinter sich gelassen. Die Straße machte einen Bogen, lief durch ein Gehölz und begann dann ein kurzes Stück zu steigen. Es kam die Stelle, an der Eiselt von zwei Jahren das verunglückte Auto gefunden hatte. Die Dämmerung war aus den Wäldern in der Ferne herausgekrochen. Es wurde dunkel und kalt. Als Eiselt zurücksah, leuchteten ganz hinten die Lichter des Dorfes. Vor ihm lag die Straße wie glatt gefegt. Die Pferde schnoben leise und stießen graue Atemsäulen in die Luft. Der Kutscher merkte, wie das Gefühl der Unruhe langsam in ihm wuchs. Was ist das nur? dachte er. Es ist doch alles in Ordnung. Plötzlich tauchte das Bild seiner Frau vor seinen Augen auf: es wird ihr doch nichts passiert sein? Was sollte denn auch geschehen? Aber während er noch darüber nachdachte, durchzuckte ihn plötzlich wie ein elektrischer Schlag die Erkenntnis allerhöchster Gefahr. Er empfand nichts Klares dabei. Es war ihm nur, als wäre ein Lichtfunken vor seinen Augen aufgeblitzt, und er fühlte, wie sich ihm ein schwerer Druck über die Brust legte. „Schnell, schnell, ich muß in die Stadt," dachte er erschrocken, und griff nach der Peitsche, um die Pferde anzutreiben. In diesem Augenblick rief eine Stimme: „Halt!" Er sah, wie aus dem Gebüsch zwei Schatten sprangen und sich den Pferden in die Zügel warfen. „Solche Lumpen", konnte der Kutscher gerade noch denken; da sprang der dritte schon von der Seite auf den Kutscherbock. Zwei Sekunden brauchte Eiselt, um alle Kräfte des Widerstandes in sich zu sammeln. Instinktiv fühlte er, daß ihn nur die Pferde retten konnten. Mit der Rechten riß er die Peitsche vollends heraus und schlug dem Aufspringenden mit jähem Schwunge den Peitschenstiel quer über das Gesicht. Einmal, zweimal; dann klatsche der Körper des Getroffenen auf die Straße. Mit der Linken zog er die Zügel an, daß die Pferde sich vor Schmerz aufbäumten. Zwei scharfe Schläge über ihre Rücken; sie sprangen hoch und schleuderten die Männer zur Seite. In rasendem Galopp schoß der Wagen die Anhöhe hinauf und weiter die Straße entlang — bis die Lichter der Stadt näher kamen und Hufe des Gespanns auf das Steinpflaster der Vorstadtstraße schlugen. Da hielt er an, und ohne sich um die Leute zu kümmern, ging er zu den Pferden und legte den Kopf an den des Fuchses, während sein linker Arm den Schimmel streichelte. Und die Pferde blickten ihn an mit großen blanken Augen — — —

Die Frau des Kutschers erwartete ihn schon an der Tür. „Ich hatte plötzlich solche Angst um dich bekommen."

„Um ein Haar wäre es mir an den Kragen gegangen, wenn es die Pferde nicht geschafft hätten." Er sank erschöpft auf einen Stuhl, und während er noch ganz aufgeregt erzählte, umfingen seine Blicke die Frau; er sah auf das vertrauende Bild der Stube, als wäre ihm das alles neu geschenkt worden. Und langsam wich der schwere Druck, der ihm fast die Brust zersprengte. —